

Peter Frömmig

Ein schwäbischer Fremdling oder Anknüpfungspunkte fanden sich immer.

Mein Briefwechsel mit Hermann Lenz

Zärtlichkeiten in den Fingerspitzen
Und Zärtlichkeiten für die Wörter, die Verse,
Die Rhythmen im Gewühle der Zeit. (H.L.)

Es war der 27. Oktober 1983, vor genau 27 Jahren. Mir war ein Plakat aufgefallen, das eine Lesung mit Hermann Lenz ankündigte; das Gesicht darauf gefiel mir. Am Abend des gleichen Tages sollte der Schriftsteller in einer Freiburger Buchhandlung seinen neuen Roman „Ein Fremdling“ vorstellen. In einem Interview mit der Badischen Zeitung hatte er gesagt: „Das, was du machst, machst du so, wie du es machen willst - ohne auf Mister Trend und Fräulein Zeitgeist Rücksicht zu nehmen“. Das machte Eindruck auf mich. Den Namen des Autors kannte ich bisher alleine durch einen Aufsatz von Peter Handke, aus dem Buch „Als das Wünschen noch geholfen hat“. Eindringlich und nachdrücklich empfiehlt darin der berühmte junge Schriftsteller, den nahezu unbekannteren älteren zu lesen. Es war derselbe Text, der zehn Jahre zuvor in der Süddeutschen Zeitung erschienen war und den damals 60-jährigen Hermann Lenz schlagartig ins Rampenlicht der Literaturbühne rückte, was für ihn nicht nur zahlreiche Leser, sondern auch Ehrungen wie den Büchner-Preis mit sich brachte. Handke hatte außerdem dafür gesorgt, dass von nun an die Werke von Lenz bei Suhrkamp und im Insel-Verlag erschienen; auch seine früher erschienenen Werke erfuhren neue, sorgsam betreute Wiederauflagen. Aber von diesen Zusammenhängen erfuhr ich erst viel später.

Vor zwölf Jahren, im Mai 1998, ist Hermann Lenz, der die meiste Zeit seines Lebens in Stuttgart verbrachte, bald nach seinem 85. Geburtstag in München gestorben. An Nachrufen mangelte es nicht. Sein immens umfangreiches Erzählwerk hat sich bruchlos bis ins hohe Alter fortgesetzt und viel später, glücklicherweise nicht zu spät Anerkennung gefunden. Dieser Lenz war einer, den man ohne Handkes Einwirken leicht hätte weiterhin im Literaturbetrieb übersehen und übergehen können. Als genauer Beobachter und Kenner von Menschen wusste er wohl von den Mitteln der Selbstdarstellung, davon, dass einer für gewöhnlich so wichtig genommen wird, wie er tut und zumeist so interessant ist, wie er sich macht. Aber es war halt nicht „sein Ding“, er wollte nur in Ruhe gelassen werden, damit er in seiner Dachkammer „kritzeln“ konnte, wie er es nannte (er schrieb mit feiner Feder, so auch seine Briefe). Leben hatte für Hermann Lenz vor allem immer eines bedeutet: schreiben. Durch unsere Begegnung, das kurze Gespräch nach der Lesung war es dazu gekommen, dass wir im Laufe der Jahre Briefe wechselten. Eine sporadische, ungezwungene Korrespondenz, die immer, auch nach längeren Abständen, ein Anknüpfen möglich machte. Sie wäre sicher nicht zustande gekommen, wenn ich im ersten Brief nicht gleich den richtigen, angemessenen Ton getroffen hätte (immer eine heikle Sache). Der nur äußerlich angepasste Einzelgänger hatte eine tiefe Abneigung gegen alle falschen Töne, gegen alles Aufdringliche, Aufgesetzte, Gekünstelte, was sich aber gegebenenfalls lediglich in feiner Ironie und schwäbischer Knitzheit äußerte. Vor allem in seinen stark autobiographisch gefärbten Eugen-Rapp-Romanen tritt dieser Zug mit zunehmendem Alter des Protagonisten deutlicher hervor.

Ich sehe noch vor mir, wie ein weißhaariger Herr, eine ältere Dame und ein Begleiter aus dem Dunkel einer Seitenstraße auftauchen, im Licht des Eingangsbereichs der Rombach-Buchhandlung kurz verharren und dann durch die Türe treten. Der Roman, aus dem Hermann Lenz las, trug wie gesagt den Titel „Ein Fremdling“. Vielleicht war es vor allem dieser Titel, der mich veranlasste, die Lesung aufzusuchen. Der Roman „Der Fremde“ von Albert Camus war eines der wesentlichen Bücher meiner Jugend gewesen. Das Fremdsein in der Welt beschäftigt mich, seit ich denken kann („Fremd bin ich eingezogen, / Fremd zieh ich wieder aus“, hatte es schon in den Schulbüchern geheißen). Viel Fremdheit hatte ich bereits als Flüchtlingskind erfahren, das setzte sich auch so fort während der ungebundenen „Lehr- und Wanderjahre“, die mich mitten durch den Aufruhr der Sixties führten, an der Nahtstelle des Generationenbruchs entlang. Und dieses latente Fremdheitsgefühl wurde noch gesteigert während der sechs Jahre, die ich in den Vereinigten Staaten verbrachte, auf schließlich „verlorenem Posten“. Jahrelang hatte ich als Emigrant kaum ein Wort deutsch gesprochen und erst dadurch begriffen, was Muttersprache bedeutet, welchen Anteil sie an der eigenen Identität, am Lebendigsein und an der Beziehung zur Welt hat. Nach frühen Anfängen als Schriftsteller in Salzburg, durch meine Auswanderung jäh abgebrochen, war ich zur bildenden Kunst übergewechselt. Aber mit der Rückkehr nach Deutschland, der Entscheidung, mich in Freiburg niederzulassen, versuchte ich auch wieder den Neuanfang als Schriftsteller. Das Schreiben musste neu errungen werden, und dieser Berg an Lebenserfahrungen, der sich angehäuft hatte, wollte abgearbeitet werden. Das war meine Lage, als ich Hermann Lenz begegnete.

Von Bedeutung ist immer der Zeitpunkt, an dem eine Begegnung stattfindet. Was Hermann Lenz vorlas, erreichte mich unmittelbar, doch mehr als der Inhalt seines Textes war es die Sprache selbst. Tonfall und Ausstrahlung des Vortragenden taten ihr übriges. Es wurde erzählt von einem Eugen Rapp, ein alter ego von Hermann Lenz, ebenfalls Schriftsteller: „Ohne Zufluß von außen kannst du nichts absondern. Um aber schreiben zu können, mußt du dich zusammennehmen und abdichten, konzentrieren; ein Dilemma, mit dem du dich seit langem herumschlägst...“ Beschrieben wurde die Zeit der 1950er Jahre in Stuttgart: „Die Gegenwart setzte sich zusammen aus Momenten, Gesprächssplittern, Lichtreflexen, Luftveränderungen...“. In allem, was einerseits klar und genau, andererseits atmosphärisch verdichtet, doch immer ohne großen Aufwand an Worten von Hermann Lenz vorgetragen wurde, fühlte ich mich gut aufgenommen – wie ein Gast in einem Haus. Was mich zusätzlich veranlasste, nach der Lesung auf den Schriftsteller zuzugehen, war die abgeklärt-ironische Beschreibung des Desasters, das diesem Eugen Rapp bei der Gruppe 47 widerfahren war, etwas, das für einen anderen hätte tödlich enden können. „Da stieß man also zur Gruppe wie seinerzeit zur Partei“, meinte Eugen Rapp alias Hermann Lenz lakonisch dazu. Und weiter: „Machtkämpfe also. Du aber arrangierst nichts, fädelst nichts ein; du wirst hineingefädelt, bewegst dich dem Nebel entgegen, der Zukunft genannt wird und sich bestenfalls schrittweise lichtet.“ Und in Bezug auf den seinerzeit angesagten „Kahlschlag“ in der Literatur heißt es, dem Eugen gefalle halt ein freistehender Baum besser als ein gefällter. Nach der Lesung, das anhaltende Schweigen brechend, sagte Hermann Lenz auf seine verschmitzte Art: „Es ist halt so, dass alles, was ich dazu noch sagen könnte, bereits in meinen Büchern steht.“ Auf eine Frage nach seiner Schreibweise, seinem Vorgehen, erklärte er dennoch etwas zur Haltung des Autors und zur Perspektive des Protagonisten, zum Assoziativen seines Erzählens, zum Monologischen auch, was ja bekanntermaßen alles Merkmale der Moderne seien. Letzteres betonte er vielleicht, weil es immer noch genügend Kritiker gab, die ihn nur in der „konservativen Ecke“ gelten lassen wollten.

Ich fragte Hermann Lenz am Rande des anschließenden, allgemeinen Smalltalks, welches seiner Bücher er mir zum Einstieg empfehle. „Schwere Frage“, meinte er, „vielleicht

'Erinnerung an Eduard', mein Buch über Mörike.“ Aber er zögerte, schaute mich noch einmal genau an, dachte kurz nach und verwarf es dann wieder. „Nein“, sagte er, „lesen Sie lieber 'Neue Zeit', das könnte etwas für sie sein“. Ich kaufte mir den Roman, der als Taschenbuch auf einem Stapel lag und bat um eine Signatur. Wir kamen gut ins Gespräch, wurden aber bald unterbrochen durch weitere Signierwünsche. Die Dame, die an seiner Seite den Buchladen betreten hatte, übernahm seinen Platz und stellte sich als Frau Lenz vor. Außer ein, zwei Studenten, die sich nach abgeschlossener Lesung hervorgetan hatten, war ich unter den überwiegend älteren Menschen der Jüngste im Publikum. Ich glaube, das war es, was ihr gefiel oder sie neugierig machte. Sie fragte interessiert nach, wer ich sei, aber eine Scheu hielt mich zurück, näher darauf einzugehen.

Ein Jahr verging, ehe ich mich entschließen konnte, einen Brief an Hermann Lenz zu schreiben. In der Zwischenzeit hatte ich einige seiner Bücher gelesen. Zuerst den Roman „Neue Zeit“, die Lebensbeschreibung des jungen Schwaben Eugen Rapp, der in München Kunstgeschichte studiert, aber wild entschlossen ist, Schriftsteller zu werden, der mit unbestechlichem Blick den Alltagsfaschismus durchschaut und dann eingezogen wird. Im Krieg ist er als Besatzungssoldat in Frankreich und als Frontsoldat in Rußland, kommt bei allem mit seinem stillen Widerstand - seine Patronen setzen Grünspan an - durch, in amerikanische Gefangenschaft und schließlich zurück ins zertrümmerte Deutschland. Mit einem sehr detaillierten und differenzierten Realismus, der magisch-surreale Züge trägt, wird der Leser über kleinste Einzelheiten an das Kriegsgeschehen herangeführt. Der Abstand, den der Autor dabei wahrt, macht das Ungeheuerliche der Ereignisse erst sichtbar und begreiflich. Die Überlebensstrategie, die Eugen Rapp während des Krieges für sich entwickelt, wird den Protagonisten wie den Autor auch in den späteren Friedenszeiten vor Anfechtungen bewahren, ihn durch kommen lassen, was in allen weiteren Romanen der Eugen-Rapp-Reihe nachzulesen ist („Sieh zu, dass du so durchkommst, wie du gemacht bist, das ist auch etwas“, steht im „Tagebuch vom Überleben und Leben“, das „Neue Zeit“ fortsetzt). Für mich war „Neue Zeit“ der erste Roman, der mir, über das bereits bekannte Muster hinaus, ein vollständigeres Erfassen von Krieg, insbesondere des Zweiten Weltkrieges vermittelte, gerade weil er ohne die bekannte Anklage- und Abrechnungshaltung auskam. Zudem wurde ich durch das Buch an meinen verstorbenen Vater erinnert, wie Hermann Lenz Jahrgang 1913, der ebenfalls durch diesen Krieg gegangen war; bald nach dessen Ende wurde ich gezeugt. Der Roman von Hermann Lenz machte mir bewußter, was die Kriegserfahrung für die Vätergeneration bedeutet, welche seelischen Erschütterungen und Schäden sie bei vielen hinterlassen haben musste.

Hermann Lenz, der das unarrangierte Schreiben bei Marcel Proust gelernt hatte, war für mich in jener Zeit, als ich nach und nach wieder ins Schreiben fand, zu einem Lehrmeister geworden. Seine Erzählkunst lebte von der Kraft des Nichtgesagten zwischen den Wörtern und Sätzen, von Aussparungen, von der Wirkung der Sprache in den Zwischenräumen, von der Wechselwirkung zwischen Erinnerung und Imagination. Die Frage, die ich mir beim Schreiben stellte, war also: Was spreche ich aus, was verschweige ich, was lasse ich aus oder deute ich nur an? Aber wichtiger als der erwägende Verstand war dabei das Gespür, das zu entwickeln war. Als Leser der Erzählungen und Romane von Hermann Lenz fand ich zu einer stillen Zwiesprache mit ihm, die dann in den Briefen summiert zum Ausdruck kam. Mir, dem Autodidakten, waren seine Bücher, die ich kritisch zu lesen versuchte, Fortbildung in verschiedener Hinsicht: in poetischer Wahrnehmung und ihrer verknüpften Wiedergabe in Sprache, im erzählerischen Vorgehen sowie in der Gestaltung des zeitgeschichtlichen Hintergrunds, ohne den der Einzelne nur frei im Raum schweben würde. Ich verstand jetzt auch besser, was Peter Handke mit dem „poetischen Geschichtsunterricht“, den die Lenzschen Romane und Erzählungen böten, gemeint hatte. Und ich empfand, dass ich meine Jugendzeit

ähnlich wie er die seine erlebt hatte. Waren wir, die wir hätten die Söhne und Töchter des kinderlos Gebliebenen sein können, nicht auch Unangepasste und Außenseiter, eigensinnige Widerständler gegen jede Form von Normierung und ideologische Fesseln? Lehnten wir nicht genauso die selbsternannten, sich unantastbar gebenden Autoritäten und die falschen, funktionalisierten Helden ab? Hatten wir mit unseren diversen Drogenexperimenten und Selbsterfahrungstrips, so wir sie einigermaßen ernsthaft betrieben, nicht auch „eine andere Wirklichkeit“ gesucht, eine, die sich hinter der vordergründigen, „schlammigen“, wie sie Lenz nennt, verbarg? Eine Aussage, die Hermann Lenz Anfang der 1980er Jahre machte, deckt sich verblüffend genau mit der Erkenntnis, zu der einige aus meiner Generation nach „Achtundsechzig“ kamen: „Der Mensch muß die Schuld bei sich selbst suchen. Und die Veränderung muß bei ihm stattfinden, in ihm, und das Äußere wird auch immer das Spiegelbild des Inneren sein.“ Sein Lehrmeister in diesen Dingen war Marc Aurel gewesen.

„Verborgenes und Offenes. Was klar zutage lag, blieb unverbindlich. Nur das Verborgene verband.“ Das sind Sätze aus der Roman-Trilogie über eine komplexe und komplizierte Vater-Tochter-Beziehung, die den programmatischen Titel „Der innere Bezirk“ trägt. Die äußeren Vorgänge waren für Lenz immer auch Vorwand, um Tieferliegendes zu ergründen und darzustellen. Dazu besaß er die Mittel einer äußersten poetischen Genauigkeit, mit ihr sondierte er Menschen, Alltag und Natur. Im „inneren Bezirk“ fand Hermann Lenz auch den Rückzugsort seines Schriftstellerlebens, wo er sich immer wieder stärken konnte, um hernach unbestechlich, stoisch-skeptisch und klug, wie er es sich durch das Studium der Lehre des Feldherrn, Kaisers und Philosophen Marc Aurel beigebracht hatte, das Treiben der Menschen und das Weltgeschehen so zu betrachten, dass er sich darauf einstellen und davor bestehen konnte. Für den Schriftsteller bedeutet das Schreiben „auf verlorenem Posten“ eine fundamentale Erfahrung. Paul Nizon hat dieser Position eine seiner schönsten Erzählungen gewidmet („Im Bauch des Wals“). Eugen Rapp alias Hermann Lenz geht aber noch einen Schritt weiter in der Selbstinfragestellung: „Vielleicht ist das die wahre Liebe, wenn man umsonst schreibt“. Mit einem schnellen Erfolg in der Jugend hätte ein Werk wie das seine in solcher Unabhängigkeit, Souveränität und stupenden Umfänglichkeit nie entstehen können. Ein Karriereschiftsteller könnte sich solche produktiven Zweifel, wie sie Hermann Lenz hegte, nicht erlauben.

Etwa soweit war ich mit dem Schriftsteller gekommen, als ich ihm erstmals am 28.2.1984 einen Brief schrieb. Ich teilte ihm etwas über meinen persönlichen Weg, die Leseerfahrungen mit seinen Büchern mit und begründete den Brief auch durch das Versäumnis, mit ihm damals nach der Lesung nicht ausführlicher ins Gespräch gekommen zu sein. Schon am 7.3.1984 erhielt ich eine Antwort: „Sie sind in der ganzen Welt zu Hause, arbeiten als Maler und Schriftsteller, während ich - abgesehen vom Krieg - ausser ein paar Reisen in Nachbarländer, nicht aus meiner Dachstube herausgekommen bin (sozusagen). Dass ich Ihnen trotzdem mit meinen Büchern etwas sagen kann, das freut mich. [...] Manchmal wäre ich gern zwanzig Jahre jünger, bin aber trotzdem froh, so alt wie jetzt zu sein. Und Herumreisen ist auch nicht nach meinem Sinn, obwohl ich jeden beneide, der die Welt kennt.“ Ich erkannte diese Stimme, die erwägt, zum Understatement neigt aus den Büchern. Was mich ermutigte, ihm zu antworten, waren folgende Sätze, die mein Bedauern erwiderten: „Schade dass wir nach meiner Lesung in Freiburg nicht beieinander gesessen sind. Statt dessen musste ich mich angestrengt nach allen Seiten äußern; aber so ist's halt, wenn man als fahrender Sänger unterwegs ist“. Bezüglich der Dachstube habe ich ihm geantwortet, dass er aus dieser Position heraus doch eine erstaunliche Weite und Welthaltigkeit hervorgezaubert hätte, und dass mir hingegen der Wert meiner Erfahrungen und vielen Erlebnisse im Nachhinein oft zu flüchtig und daher fragwürdig erscheine.

In seinen Büchern hat sich Hermann Lenz oftmals Antipoden geschaffen, hat er dem Bodenständigen den Abenteurer und Weitgereisten, dem stillen Dulder den Draufgänger gegenübergestellt. Doch so einfach ist das nicht auseinanderzuhalten, denn die beiden haben auch etwas gemeinsam, sind sowohl das eine als auch das andere, nur auf andere Weise, mit anderer Gewichtung, erst das bringt sie in Berührung. Vielleicht sind sie auch nur durch Unterschiede der Lebensumstände, der Herkunft und des Schicksals äußerlich andere geworden. Besonders exemplarisch vorgeführt werden solche lenzschen Gegensatzfiguren in dem kleinen Roman „Der Kutscher und der Wappenmaler“. Manchmal sind es auch Frauen, die in schwarzes Leder gekleidet sind, blonde Haare haben und schwere Motorräder fahren, gefallene Engel, Botinnen einer anderen Wirklichkeit oder unterschwellig-erotische Rebellinnen und Abenteurerinnen, die den Stillen, den zurückgenommenen Beobachter durch ihre Erscheinung herausfordern und ihn davon abhalten, zu sehr in sich selbst zu versinken. („Die Abenteurerin“ heißt auch eine Erzählung, durch die Handke auf Lenz erstmals aufmerksam wurde.)

Zwischen den Briefen entstand manchmal eine Pause von Jahren. Ich war mittlerweile umgezogen, zum zwanzigsten Mal in zwanzig Jahren, wie ich feststellte. Am Stadtrand von Freiburg hatte ich erstmals in meinem Leben für längere Zeit einen Schreibplatz gefunden. Ein Gedichtband war erschienen und fand Beachtung. Ein daraus resultierendes Stipendium sowie ein beträchtliches Honorar für eine Hörspielproduktion in Österreich ermutigte mich, größere schriftstellerische Projekte ins Auge zu fassen. Aber bald schon wurde ich wieder aufgestört in meinem poetischen Nest. Die „Wirklichkeitsmenschen“ (als Gegensatz zu den Phantasiemenschen), wie Hermann Lenz sie genannt hat, traten auf den Plan. Das Haus, in dem ich wohnte, wurde Objekt der Immobilien-Spekulation. Als die Sache nach einigem Kämpfen und Erdulden glimpflich überstanden war, schrieb ich wieder nach München. Und erstmals, nach beinahe zehn Jahren, wagte ich es, eine Textprobe von mir zu schicken, ein mehrseitiges Erzählstück. Am 26. 3. 1992, diesmal erst nach längerer Zeit, ich fürchtete schon, dass ich mich zu weit vorgewagt hatte, antwortete Hermann Lenz: „...ich bitte um Ihre Nachsicht, weil ich so spät auf ihren Brief antworte, der mich in den vergangenen Wochen begleitet hat. In Gedanken habe ich oft mit Ihnen gesprochen und mich dabei an unsere Begegnung in Freiburg erinnert, damals anno '83. Ich sehe Sie vor mir und höre Sie sagen, Sie seien in Amerika gewesen. Und nun lesen Sie „Seltsamer Abschied“, ein Buch, das Sie an die sechziger Jahre erinnert.“

Im Stuttgart dieser Zeit ist Eugen Rapp mehr denn je fehl am Platz, hat die Literatur wie überall in der Bundesrepublik didaktisch oder mathematisch-konkret zu sein. Zwischen Max Bense und Mercedes Benz bewegt sich in seinem Stuttgart das Leben, und Hermann Lenz beschreibt es mit einer solch treffenden Komik, dass es mir zum Lachen und Prusten war. Was ich ihm auch mitteilte und was ihm offenbar gefallen hat. „Ich kann mir nämlich gut vorstellen“, antwortete er, „wie Sie damals aufgeatmet haben, als die akademische Dünkelhaftigkeit endlich weggelassen wurde.“ Aber das Buch endet traurig. Eugen Rapp sieht sich nach Querelen mit der Verwandtschaft gezwungen, sein Elternhaus in Stuttgart, seine Dachkammer, die lange „die Mitte seiner Welt“ gewesen war, zu verlassen. Mit Hanni Treutlein, seiner Frau, zieht er einerseits entlastet, andererseits schweren Herzens nach München um, in die Stadt ihrer gemeinsamen Jugend: „Dann die Abfahrt. Beim Einsteigen ins Führerhaus des Lastwagens winkte die blonde Nachbarin und weinte. Der Koloß wendete, und Eugen sah seinen Schwager aus dem Fenster schauen, als genösse der seinen Triumph über den weißhaarigen Dachstubenhocker, den zu verjagen ihm gelungen war. Sie fuhren die Straße abwärts, die ins Tal führte. Die Hügel trugen ihre Wälder, als wären sie unverletzt, und nichts könne zerstört werden.“ (Mein handschriftlicher Brief zu „Seltsamer Abschied“ vom 15. 2. 1992 wurde 2001 mit einer Reihe von Briefen anderer Absender, die sich zu den

Eugen-Rapp-Romanen äußerten, in der Bayrischen Staatsbibliothek München ausgestellt und mit einem Textauszug in einer Dokumentation wiedergegeben.)

Ermutigend hat sich Hermann Lenz zu meinem Text geäußert, der einen Verkehrsunfall in der nordamerikanischen Wüste, den Great Plains, beschreibt. Seine Worte haben ihre Wirkung bei mir, der ich ein großer Zweifler meiner eigenen, schriftlichen Hervorbringungen bin, nicht verfehlt: „Übrigens: Seien Sie froh, dass Sie ein Handwerk erlernt haben. Das stärkt Sie, lässt Sie fest dastehen und gibt Ihrer Sprache die Sicherheit, die jede ihrer Zeilen durchdringt. Beim Lesen ihrer Geschichte 'Der Unfall' habe ich das Gefühl, in die Menschen verwandelt zu werden, die Sie darstellen. Ich lebe mit ihnen und spüre ihre Empfindungen.“ Mein heimlicher Lehrmeister hatte gesprochen. Diese Ermutigung und Bekräftigung hatte ich genau zu diesem Zeitpunkt gebraucht. Und als ich dann bald darauf in einer Anthologie ein Gedicht von ihm entdeckte („Den Lehrlingen“), kam mir Hermann Lenz noch um ein gutes Stück näher: „Du hörst Lehrlingen zu, die sich befreien / In Geschrei und Gepolter, / Während du Stille willst und spürst, / Was die andern bewegt: // Rauskommen aus dem Dreh / Des sich-bücken-und-ducken-Müssens // Ob sie merken, / Daß du einer der ihren bist, / Freilich mit weißem Haar?“

Lange habe ich über den Briefwechsel mit Hermann Lenz Stillschweigen bewahrt, jetzt ergreife ich die Gelegenheit, dem Dichter mit dieser Offenlegung die Ehre zu erweisen, an ihn zu erinnern. Meine Versuche, die Bücher von Hermann Lenz weiterzuempfehlen, sind fast allesamt fehlgeschlagen. Ich weiß nicht, wie die Leute zu ihren Vorurteilen gekommen waren. Siegfried Lenz, das könne man ja noch gelten lassen, aber *Hermann* Lenz? Ja, wenn ich mit einem der aktuellen Amerikaner oder wenigstens mit einem neuen Roman von Martin Walser gekommen wäre... Ich hätte vorbringen können, dass Hermann Lenz sich aus guten Gründen dem Zwang zum Aktuellen und des Neumodischen in der Literatur widersetzt habe, dass er alles andere als ein weltfremder Träumer gewesen sei, sondern ein einzigartiger Chronist des 20. Jahrhunderts, ein präziser, genialer, einzigartiger Erinnerungskünstler etc., doch es hätte auch nichts geändert. „Noch immer gilt sein Namensvetter Siegfried vielen als der 'eigentliche Lenz'“, las ich irgendwo. Ich schmunzelte, weil ich mir vorstellte, dass Hermann Lenz auch darüber geschmunzelt hätte. Es hat ihn sicher sehr belustigt, als ich ihm in meinem letzten Brief von einer äußerst kuriosen, ihn betreffenden Namensverwechslung berichtete, die ich persönlich bei einer Literaturveranstaltung in Freiburg mitbekommen hatte: Da war *Siegfried* Lenz - welche Ironie des Schicksals! - unter dem Namen *Hermann* Lenz vorgestellt worden. Ich dachte damals, es müsste sogleich ein schallendes Gelächter aus dem Publikum hervorbrechen, aber kein Laut der Reaktion war zu vernehmen gewesen.

Von „Herbstlicht“, der Fortsetzung seiner Eugen-Rapp-Romane, die ab nun München zum Schauplatz hatten, war ich erneut beeindruckt, was ich ihm auch schrieb. Er äußerte sich daraufhin noch einmal ausführlicher zu Gedichtbänden von mir, zu kurzen Auszügen eines geplanten Romans, die ich ihm geschickt hatte: „Auch Ihre Prosa nährt sich aus der Beschreibung von Empfindungen: ‚Die Maschinenraumhitze‘ des nächtlichen New York wird spürbar, dann die Fahrt im Greyhound Bus mit den Begegnungen, die mich anruten, als wäre ich mit ihnen z.B. in Billings/Montana gewesen, wo ich 1945 als Kriegsgefangener Zuckerrübenpflanzen gehackt habe. Sie gaben dort dem Indianer seinen verlorenen Geldschein. - ;Der See‘ hält dieselbe Höhe...“ Dann kam es wieder zu einer längeren Pause. Eine Veränderung der Lebensumstände brachte mich 1995 nach Marbach. Kaum war ich umgezogen, wurde eine Lesung mit Hermann Lenz im Deutschen Literaturarchiv angekündigt. Ich freute mich darauf, ihn endlich wiederzusehen. Nach zwölf Jahren! Doch dann wurde die Lesung wegen Krankheit kurzfristig abgesagt. Einige Monate später, rein zufällig, hörte ich Hermann Lenz noch einmal im Radio; das tiefe, warme Timbre seiner

Stimme, seine kluge, bedachte Rede. Ich erinnere mich daran, dass er selbstbewußt betonte, in Deutschland der erste gewesen zu sein, der Cees Nooteboom empfohlen habe.

In Kontakt bin ich mit Hermann Lenz bis zu seinem bald darauf folgenden Ende nicht mehr gekommen. Später konnte ich mit Hanne Lenz wieder anknüpfen, sie erinnerte sich noch an mich und schrieb mir etwas zu dem einen oder anderen Buch von meiner Hand, das ich ihr geschickt hatte. Die Adresse München, Mannheimerstrasse 5, an die die Post ging, ist zu einer Gedenkstätte für Hermann Lenz geworden. Ich habe immer darauf geachtet, dass seine Bücher sich auf einer oberen Stufe meines Regals befinden. In einem seiner Romane kommt eine kurze Episode vor, die bezeichnend ist für die Herablassung, die Hermann Lenz vor allem vor seiner „späten Entdeckung“ erfahren haben muss. Da nimmt der Hausherr, ein Prominenter, bei einem Empfang den Eugen Rapp zur Seite, zeigt ihm seine gewichtige Bibliothek und weist gönnerhaft auf den untersten Absatz eines Regals, wo sich ein einziges schmales Bändchen von dem Gast befindet, der bereits ein stattliches Werk vorzuweisen hat. In einem seiner Briefe schrieb er mir: „Mich hat ja ‚der Ruf der Öffentlichkeit‘ oder wie man’s nennen will, erst spät erreicht. Nur manchmal wäre ich gern zwanzig Jahre jünger, bin aber trotzdem froh, so alt wie jetzt zu sein.“

„In der Verschränkung von tatsächlicher und fiktiver Welt, die so ganz ohne raffiniertes Verwirrspiel auskommt, liegt der eigentliche Reiz der Lebensgeschichte des Eugen Rapp, der als Doppelgänger seines Autors auch dessen ganze Sphäre aus dem Gefüge ihres empirischen Vorhandenseins ins Reich der Spiegelbilder zieht“, schreibt Albert von Schirnding; treffender kann man es nicht sagen. „Spiegelhütte“ heißt bezeichnenderweise ein subtiler surrealistischer Roman von Hermann Lenz, der in der Nachkriegszeit entstand und erst neuerdings wieder aufgelegt wurde. Zu seiner surrealistischen Phase gehört auch der Erzählungsband „Das andere Gesicht“. In beiden Büchern hat er das oben beschriebene Vexierspiel erstmals erprobt, aber Spuren davon finden sich in seinem gesamten Werk. Im letzten der Eugen-Rapp-Romane, der den Titel „Freunde“ trägt, zieht der Erzähler Hermann Lenz seine Lebensbilanz. Er lässt darin einige engere Freunde im Pseudonym auftreten, worunter z. B. Peter Hamm, Wim Wenders, Peter Handke und Hubert Burda erkennbar werden. Hermann Lenz spricht aber auch von der Wechselhaftigkeit und Unwägbarkeit der Sympathien unter den Menschen, bleibt sich als der illusionslose Betrachter und Skeptiker, der er immer war, bis zum Schluss treu. Nach einem Herzinfarkt liegt er in einem Münchner Krankenhaus neben einem ehemaligen Profiboxer, mit dem er Lebensweisheiten austauscht. Es ist eine der schönsten, köstlichsten und am Nachhaltigsten in Erinnerung bleibenden Stellen im Buch. Nebenbei bemerkt, wurde mir bei der Lektüre klar, dass der größere Abstand seiner Antwort auf meinen letzten Brief mit diesem Krankenhausaufenthalt zu tun haben musste: „...ich bitte um Ihre Nachsicht, weil ich so spät auf ihren Brief antworte, der mich in den vergangenen Wochen begleitet hat. In Gedanken habe ich oft mit Ihnen gesprochen und mich dabei an unsere Begegnung in Freiburg erinnert, damals anno '83.“

Deutlich richten sich die Gedanken in dem „Freunde“-Buch von Hermann Lenz auf einen Lebensabschluss zu. Noch einmal kommt „Heinrich“ vor, ein alter Freund und Antipode aus irrlichternder Vergangenheit, den Eugen Rapp im Laufe der Jahre und Romane wiederholt an einem imaginären Stadtrand zum Gedankenaustausch aufsucht, in einem Niemandsland zwischen Hier und Dort. „Der Tod löscht das Bewußtsein aus“, sagt Heinrich, „und du lebst weiter, weißt aber von deinem früheren Leben nichts.“ Daraufhin nickt Eugen und schaut nachdenklich vor sich hin: „Die Ablösung von allem Früheren... Und dass du davon weggetragen wirst... Jahrzehnte hast du dich den andern Menschen vorgestellt (wie im Theater). Nun aber ist das Ende deiner Vorstellung gekommen...“ Michael Krüger, Dichter und Verleger, Freund der Münchner Jahre, hat nach dem Tod von Hermann Lenz dessen

gesammelten, bis dahin unbekanntes Gedichte unter dem Titel „Vielleicht lebst du weiter im Stein“ herausgegeben. Darin, in seinem letzten Gedicht, steht geschrieben: „Auch im Tod dein Gesicht behalten / Möglichst mit einem Lächeln / Und nicht allzu geschrumpft.“